

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 67 (1980)
Heft: 24

Artikel: Lehrer, nicht Kamerad
Autor: Hersch, Jeanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-536844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was meinen Sie dazu?

Lehrer, nicht Kamerad

... Die Beziehung zwischen dem Lehrer und dem Schüler ist meiner Ansicht nach keineswegs, wie viele heutzutage sagen, eine Beziehung der Gleichheit. Es ist nicht wahr – auf welcher Stufe des Unterrichts es auch sei, ob im Kindergarten oder auf der Universität oder auf den Zwischenstufen –, dass der Schüler mit dem Lehrer auf der gleichen Ebene steht; denn wenn es so wäre, wäre der Lehrer kein Lehrer mehr, und die Schule oder die Universität könnte ohne ihn funktionieren. Es geht eben darum, dass die Beziehung keine Beziehung der Gleichheit ist. . .

Aber wenn diese Beziehung eben keine Beziehung der Gleichheit ist, dann schliesst das etwas ein, nämlich das erwähnte unpersönliche Element. Warum dieses unpersönliche Element? Der Lehrer behauptet nicht, dass er als Person die Überlegenheit hat. Er soll womöglich diese Überlegenheit haben, aber er begründet seine Beziehung nicht von dorthier, sondern stützt sie darauf, dass er etwas darstellt. Er stellt sozusagen in seiner Person die Form der Klasse dar. Er verkörpert die Form der Klasse. Diese Form der Klasse, das ist ein nahezu festliches Element, in dem Kinder (und Menschen überhaupt) gerne leben. Es ist ein Element der Gestaltung, der Form, der Zeremonie, das im Alltag hilft. Es hilft im gemeinsamen Leben, und diesem Element gehorcht man, wenn man dem Lehrer gehorcht. Etwas Unpersönliches also. Ich möchte auch

das illustrieren. Eine Schülerin von mir, ein sehr feinfühliges Mädchen, sagte mir einmal: «Wir haben zwei Arten von Lehrern. Wir kennen Lehrer, die wir sehr gerne haben; sie bleiben bei uns in der Pause, sprechen mit uns, und wir sind mit ihnen Kameraden. Aber seltsam, wenn sie am nächsten Morgen in die Schulklasse kommen, dann beobachten wir sie, um zu erraten, was sie inzwischen erlebt haben. Und wir haben andere Lehrer: Wenn diese die Türe aufmachen, dann haben wir immer das Gefühl, dass sie eben jetzt geschaffen wurden, ganz neu.» So hat eigentlich diese zweite Art von Lehrern für die Schüler kein persönliches Leben hinter sich, sondern sie sind eben nur plötzlich als Lehrer da.

Die Schüler brauchen beide Arten von Lehrern. Aber die erste ist heute viel mehr in Mode, und deswegen möchte ich die zweite Sorte verteidigen. Diese zweite Sorte, das sind jene Lehrer, die das Lehrtum in einer vielleicht ganz besonderen Reinheit verkörpern, und ihre Ungleichheit mit dem Schüler hängt davon ab, dass sie eben «der Lehrer» sind. Der Lehrer, das heisst keineswegs der Übermensch oder der allwissende Mensch, sondern es bedeutet schlicht die Einfachheit, mit der der Lehrer als solcher etwas Wesentliches darstellt. Diese «symbolische» Funktion ist, wie ich glaube, sehr wichtig, und sie steht heute so sehr in Gefahr, weil wir Erwachsenen uns in einer solchen Unsicherheit befinden:

Redaktion und Verlag wünschen allen Lesern und Mitarbeitern ein frohes Weihnachtsfest, verbunden mit einem herzlichen Dank für die unserer Zeitschrift erwiesene Treue.

Der Lehrer hat grosse Mühe, die Gestalt der Klasse in sich als Lehrer – selbstverständlich ohne allen persönlichen Ehrgeiz oder Machtwillen – zu verkörpern. Diese Haltung ist ja gerade das Gegenteil von Machtwillen. Es geht überhaupt nicht darum, sondern nur um die Festlichkeit der Atmosphäre in der Klasse, jene gute Festlichkeit, die in einem bestimmten Sinn immer da sein sollte.

Natürlich vergesse ich dabei nicht, dass jeder Lehrer sich weiterbilden, sich erneuern muss, denn die Zeit verändert sich so schnell wie die Welt um uns herum. Aber indem man die Veränderung nicht vergisst, soll man auch das Permanente, das permanent Wesentliche der Lehrer-Schüler-Beziehung nicht vergessen. Das darf nicht verlorengehen. Ja, ich würde sagen: Im Gegenteil, je mehr ein Lehrer sich erneuert, je mehr er das neue Verlangen der Zeit versteht und ihm antwortet, desto mehr, desto besser kann er die permanente Lehrer-Schüler-Beziehung bewahren...

Der Lehrer soll eigentlich bei seinem Unterricht viel mehr an das denken, was er unterrichtet, als an den Schüler. Ich weiss, dass das, was ich jetzt sage, im tiefsten Widerspruch zur heutigen Psychologisierung des Unterrichtes steht. Aber ich tue es absichtlich, weil ich glaube, dass man – wie ich am Anfang ausführte – immer das betonen muss, was gegen den Strom geht. Der Lehrer soll bei seiner Lehrtätigkeit in der Klasse wirklich an das denken, was er unterrichtet. Ich spreche jetzt nicht von den Lehrerkonferenzen, wo man über Schüler diskutiert und wo es selbstverständlich um den Schüler geht, sondern ich spreche vom Unterricht in der Schulklasse. Da soll der Lehrer sozusagen von dem besessen sein, was er unterrichtet, besessen also vom Gegenstand des Unterrichtes. Denn dieser Gegenstand ist der echte Ort, wo der Lehrer seinem Schüler begegnen soll. Die Begegnung findet im Objekt, im Gegenstand statt. Es geht um die gemeinsame Begeisterung, in der der Lehrer sich selbst vergisst, um die Begeisterung für den Gegenstand, den Text, den er erklärt, oder die mathematische Demonstration, die er in voller Klarheit durchführen will, so dass der Schüler den Genuss hat und die Gewissheit bekommt: «Ja, so ist es und nicht anders.» Dieses Erlebnis der Evidenz, das ist es, zum Beispiel, was der Lehrer im Unterricht vermittelt; denn der wirkliche Lehrer ist im wesentlichen nicht beauftragt, der Psy-

chologe des Kindes zu sein. Er ist nicht sein Vater oder seine Mutter, er ist kein Arzt, er ist nicht da, um den Schüler medizinisch oder psychologisch zu behandeln. Der Schüler ist für uns, für die Lehrer, nur indirekt ein Zweck – er ist der letzte Zweck natürlich, aber er ist es doch nur indirekt, über den Umweg des zu lehrenden Gegenstandes.

Es ist also vollkommen unsinnig, sich die Beziehung des Lehrers zu den Schülern in den Schemata der Macht vorzustellen. Machtwille oder Versklavung oder Demütigung: All das ist lächerlich, denn es steht im Widerspruch zur letzten Hoffnung des Lehrers. Welches ist diese letzte Hoffnung des Lehrers? Er will, dass der Schüler ihn übertrifft. Sonst ist er gar kein Lehrer. Er will vom Schüler übertroffen werden, dann kann er ruhig sterben. Das ist wirklich sein Lebenszweck. Die grossen Freuden im Leben eines Lehrers sind die Momente, wo er einem Schüler begegnet und denkt: «Ah, jetzt werde ich ruhig sterben können, dieser wird die Sache besser fortsetzen als ich.» Es ist doch evident, dass das der Zweck ist. Aber dieser Zweck wird über den Umweg des Gegenstandes erreicht. Wenn wir jetzt an den Schüler denken und uns in seine Lage versetzen, dann möchte ich folgendes sagen: Man betrügt den Schüler, wenn man ihn davon überzeugen will, er müsse selbst die Gleichheit mit dem Lehrer suchen. Viele Schüler glauben das zwar jetzt, weil man es ihnen so oft gesagt hat, aber es stimmt nicht. Was sie wirklich brauchen, ist nicht die Gleichheit mit dem Lehrer, sondern einen Lehrer, der wirklich einer ist, ein Erwachsener, zu dem man Vertrauen haben kann, den man anerkennen kann, den man bewundern kann. Dieses Bedürfnis nach Bewunderung ist ganz tief im Kind angelegt, und ich würde sagen: hoffentlich im Menschen überhaupt. Bewunderung ist nicht schmerzvoll. Bewunderung ist ein grosses, tiefes Vergnügen, eine ganz grosse Freude. Einen Lehrer zu haben, den man bewundern kann, ist ein seltenes Privileg. Ein Schüler, der bewundert, wird dadurch nicht gedemütigt, sondern er ist vielmehr stolz, der Schüler dieses Lehrers zu sein. Der Schüler ist voll unbewusster und ungenauer Hoffnungen, voll Verlangen, und er sucht jemanden, der ihn führt. Er sucht jemanden, der über ihn urteilt; denn nicht nur das Kind, sondern der Mensch überhaupt hat das tiefe Bedürfnis, einmal irgendwo beurteilt zu werden. Es ist nicht

wahr, dass das gegen den Menschen geht. Jeder möchte vielmehr die Instanz finden, die ihn gültig beurteilt. Dieses Recht, irgendwo einen gerechten Richter zu finden, gibt es in allen Traditionen. Und aus eben diesem menschlichen Bedürfnis heraus ist der Schüler viel direkter auf den Lehrer gerichtet als der Lehrer auf den Schüler. So schaut der Schüler, wenn er mit dem Gegenstand beschäftigt wird, immer auf das Gesicht des Lehrers, um zu sehen, was der Lehrer davon denkt. Dieser Blick ist viel direkter als jener des Lehrers, der viel mehr den Umweg über den Gegenstand macht. Und ich glaube, so ist die Beziehung richtig. Und weil diese Beziehung eben nicht symmetrisch ist, will der Schüler eigentlich immer mehr vom Lehrer haben, als er schon bekommt. Ein Teil der gegenwärtigen Revolte der Schüler kommt nicht davon, dass der Lehrer zu sehr Lehrer ist, sondern dass er nicht genug Lehrer ist, dass man nicht genug Lehrertum bei ihm findet. Das Bedürfnis nach Kontestation gegen den Lehrer, nach Empörung über ihn, weil er nicht genügend da ist als Lehrer, ist normal und gut, solange die Achtung dabei nicht verloren geht, solange diese Bewegung bedeutet: <Ich will von dir als Lehrer mehr haben, ich will einen besseren Lehrer haben, einen Lehrer, der mehr Lehrer ist, als du es jetzt bist.>

Wo aber findet nun diese Beziehung, diese asymmetrische, ungleiche Beziehung zwischen Lehrer und Schüler ihr Gleichgewicht? Ich glaube: im Objekt. Das Rettende ist der Gegenstand des Unterrichts, wo sich alles löst und begegnet und von woher sich dann die richtige Beziehung immer wieder entwickeln darf. Deshalb setze ich wenig Hoffnung in jene Art Unterricht, die die Schüler heute sehr oft – meines Erachtens zu Unrecht – glauben verlangen zu müssen: nämlich in den Unterricht ohne Gegenstand, wo der Lehrer mit den Schülern einfach über irgend etwas spricht, fast in der Leere. Meiner Ansicht nach ist das nicht die richtige Schulklassensitua-

tion. Aber es ist gänzlich falsch, die Ungleichheit zwischen Lehrer und Schüler mit einem Klassenkampf zu vergleichen. Das ist falsch, das ist absurd, ja, ich würde sagen: Das ist verbrecherisch. Diese Schemata, die aus dem Klassenkampf in die Schulklasse oder in die Universitätsklasse übertragen werden, zerstören ganz einfach die Möglichkeiten des Unterrichts...

... Denn die Ungleichheit zwischen Schülern und Lehrern, von der ich spreche, ist nicht für den Lehrer unentbehrlich, sondern gerade für die Schüler. Die Schüler brauchen sie. Die Schüler haben wirklich Erwachsene nötig. Die Schüler haben Formen nötig. Die Schüler haben einen Boden nötig, und es wird für sie schwindlig und grausam unsicher, wenn die Erwachsenen und die Lehrer zu veralteten Jünglingen werden, die folgsam nachgeben, die der Jugend den Hof machen; denn dann verlieren sie selbst den Boden unter den Füßen, dann hält nichts mehr stand. Die Welt verliert ihre Festigkeit, und die Kinder werden schrecklich unsicher und gefährdet.

Die Gleichheit zwischen Lehrer und Schüler besteht natürlich irgendwo, aber nicht auf dieser Ebene, sondern auf einer ganz anderen, nämlich gerade vor den Werten, die dem Unterricht Sinn und der Kontestation, dem kritischen Denken einen Halt geben. Da sind wir gleich, und da finde ich es ganz richtig, wenn die Lehrer dem Schüler zeigen, dass sie in bestimmten Grundfragen selbst nicht mehr wissen als die Schüler. Denn da gibt es Geheimnisse, vor denen alle Menschen gleich sind. Aber das ist nur möglich, wenn man auf der alltäglichen Ebene des Schullebens die Sicherheit der Form, die Sicherheit der Beziehung wirklich aufrecht erhält. Dann kann man die wirkliche Gleichheit auch betonen und nähren...

Jeanne Hersch

in: CH. Ein Lesebuch. Herausgegeben vom Bundesrat, Bern 1975, S. 586 ff.